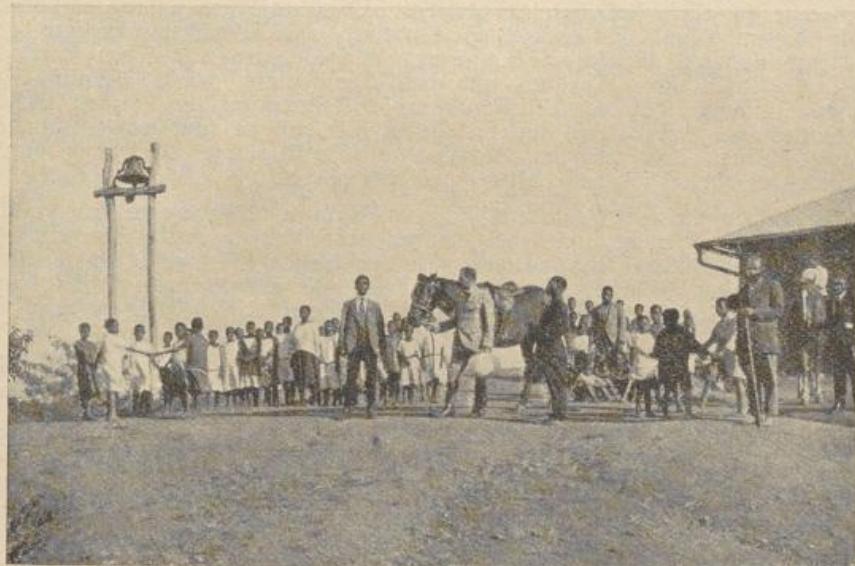


Missionspost

Missionspost

Der Schreiber des folgenden Briefes, P. Raphael Böhmer, ist dem Leser kein Unbekannter mehr. Im letzten Jahr hat er uns öfter von seinen Missionsfahrten im weiten Mariannhiller Missionsgebiet erzählt. Er schreibt: Heute will ich versuchen, den seiner Zeit unterbrochenen Faden meiner Plauderei weiterzuwickeln.

Von St. Agatha, unserm baufälligen, altersschwachen Kirchlein am Illobu-Fluß setze ich meine Missionswanderung fort. Mein nächstes Ziel ist St. Jakobus, unsere Christen nennen es Atsongozi. Zunächst geht es wieder den steilen Hügel hinab. Die Sonne lacht vom wolkenlosen Himmel. Eine muntere Schar kleiner Krausköpfe begleitet mich. Es wird geschwätz, gescherzt, gelacht. Ich habe meine helle Freude an dem heiteren Wesen unserer schwarzen Jugend.



P. Raphael kommt auf der Außenstation Nungwane an

Den Missionar begleiten und ihm den Weg weisen zu dürfen gilt ihnen eine große Ehre. Wie wenig gehört dazu, sie glücklich und froh zu machen. Tiefer, immer tiefer geht's den Hügel hinab. Unten im Tal plätschert ein Wässerlein und bietet erquickende Labung für Mensch und Tier. Gierig schlürft mein treues, vom Durst gequältes Roß das erfrischende Nass, dann geht es wieder dem schmalen Pfad nach, den Berg hinan. Wir verschwinden im urwaldähnlichen Dickicht. Es ist ein beschwerliches Gehen über Steingeröll, Felsblöcke, Baustümpfe. Armstarke Schlingengewächse versperren den Weg und machen das Weiterkommen zu Pferd unmöglich. Ich steige ab. Gleich drängen sich die Kinder heran, jedes möchte das Pferd führen. Das Gehen wird stellenweise zum klettern, fratzeln, balancieren über Hindernisse. Der Schweiß dringt aus allen Poren. Ermattet, stumpf, empfindungslos setze ich meinen Weg fort, gehe achtklos an der mannigfaltigen, üppigen Schönheit südafrikanischer Flora vorüber. Nach etwa halbstündiger Wanderung lichtet sich der Wald. Die Höhe ist erreicht. Eine Weile geht es nun auf dem Berg Rücken dahin. Dann beginnt wieder der Abstieg ins Tal. Ein Bächlein wird passiert, ich wende mich rechts.

und die Richtung des Wässerleins ist mir Wegweiser. Und wieder und wieder kreuze ich einen Bach, und wieder und wieder umreite ich einen Sumpf, dort noch den letzten Wassertümpel, dann geht's wieder die Höhe hinan. Eine ziemliche Strecke halte ich mich auf dem Rücken einer Hügelkette. Maisfelder im satten Grün wechseln mit weitausgedehnten Weideslächen, belebt von zahlreichen Viehherden. Die bienenkorbähnlichen Kraale der Eingeborenen unterbrechen die sonst ziemlich einsförmige Landschaft. Mancher Kraal wird passiert, manch fröhlicher Gruß ausgetauscht. Tief, tief drunter im Tal wirkt ein Fluß. In seinem rauschenden Wasser glitzert und funkelt die Sonne. Dorthin führt der Weg. Ich lenke mein Rößlein talwärts. Auf halber Höhe gewahre ich eine Schule, die, was Billigkeit der Herstellung angeht, wohl ihresgleichen sucht. Unter dem schattigen Laubdach einiger Bäume stehen ein paar rohgezimmerte Bänke. In nächster Nähe ein kleiner eingefriedigter Schulgarten, ohne den hier in Natal keine Schule denkbar ist. Dort nun versammelt sich Tag für Tag die schwarze Jugend, um ihren Wissensdurst zu stillen. Ja, die liturgielosen, protestantischen Selen können billiger arbeiten als wir katholische Missionare. Sie versammeln sich vielfach unter freiem Himmel, predigen, beten und singen auf ihre Weise, daß es nur so eine Art hat. O der Fluch der unseligen Glaubensspaltung auch in diesem Land! Ein ganzes Heer weißer und schwarzer Prediger zieht umher und verwirrt die Köpfe der armen Eingeborenen mit ihren stark abweichenden Lehren über Christus und das Christentum. Beim Anblick dieser trostlosen Zustände mag der Missionar wohl kleinmütig und verzagt werden. Doch Gottes Wege sind nicht unsere Wege. Wir müssen tun, was in unseren schwachen Kräften steht und im Übrigen auf die allgütige Vorsehung Gottes vertrauen, der schließlich doch alles zum Besten lenkt.

Mit meinen kleinen Begleitern führt mich mein Weg weiter und weiter. Ich fordere die Kinder auf, fehrtzumachen und heimzugehen. Sie erwidern mit stürmischen Bitten, doch weiter gehen zu dürfen. So gebe ich schließlich strikten Befehl, den Heimweg anzutreten und entlasse sie mit einem begütigenden: Hambani kahle, 'bantabami! Sizobonana! Lebt wohl Kinder, wir werden uns wiedersehen.

Ich seze allein meinen Weg fort und passiere einen großen Kraal. Der Kraalherr, ein vierzehntiger Heide, nur mit Lendenschurz bedeckt, grüßt mich und wir wechseln einige Worte. Er ist einer von der schlimmen Sorte, kennt einige Brocken Englisch und hat einmal vor Jahren in den Goldminen von Johannesburg gearbeitet. Er tut sich viel zu gute auf seine Weiber und seine reiche Ernte und sein gutes Bier und klopft dabei behaglich auf sein feistes Bierbüchlein. Eine Anzahl Kinder, die meist wenig bekleidet, herumtollen, deutet auf reiche Nachkommenschaft. Es liegt auf der Hand, daß ein unverdorbneter Heide dem Christentum viel zugänglicher ist, als dieser, der mit der sogenannten Kultur der Großstadt in Berührung gekommen ist. Doch in diesem Falle sollte er ein Werkzeug in der Hand der göttlichen Vorsehung werden. Er wies mir einen, wie er sagte, besseren Weg zu unserer nicht mehr allzufernen Kapelle. Ich dankte, machte kehrt und trabte in der angegebenen Richtung mutter fürbaß. Nochmals wird ein Fluß passiert und ein Hügel ersteigert, der letzte vor meinem Ziel. Ein christlicher Bursche begegnet mir. Er macht das Kreuzzeichen, da er mich sieht, ist verwirrt und ausgeregelt. Ich frage nach der Ursache. „O Vater, es ist weiter nichts. Meine Frau sieht einer schweren Stunde entgegen; es ist das erste Mal.“ — „Ist denn Gefahr da?“ frage ich ihn. — „Ich denke gerade nicht“, erwidert er. Die Hütte lag nur wenige Schritte von meinem Weg, aber viele Stunden von Mariannhill entfernt. So hielt ich es für gut, die junge Mutter zu besuchen und ihr geistlichen Beistand zu leisten. Einige Frauen, meist Heidinnen, bemühten sich um die vor Schmerzen Stöhrende. Ich sprach einige ruhige, teilnehmende Worte, um die Aufregung nicht noch zu erhöhen, erklärte dem armen Wesen, weil ich nun einmal da sei, hätte sie schön Gelegenheit zu beichten. Sie war sofort bereit und empfing mit Andacht das hl. Brotakrament. Ich ermunterte sie zum Gottvertrauen, wies auf den leidenden Heiland hin und verabschiedete mich. Es war die letzte Beichte der armen Desideria Tembu, so hieß die junge Mutter. Sie war, wie ich hörte, stets ein braves Mädchen gewesen, hatte auch

eine zeitlang die Kinder unserer St. Agatha-Schule unterrichtet. Das hatte ihr sicher die auffallende Gnade in ihrer letzten totbringenden Krankheit verdient.

Nur eine gute Viertelstunde von Desiderias Heimat entfernt liegt das gräßgedeckte Kirchlein von St. Jakob. Dort weile ich gerne, weil alles so nett, anheimelnd, geradezu peinlich sauber ist. Ja, in der Tat, Kreszentia Mgaga, die dort ihres Amtes walitet, ist das Muster einer Lehrerin. Ihre Schulbildung ist allerdings gering. Sie ist nahe den Fünfzigern und besuchte die Schule, als die Eingeborenenbildung noch in den Kinderzähnen steckte. Deswegen können wir ihr nur die Privatschulen auf unseren Außenstationen anvertrauen, die nicht unter Regierungsleitung und -hilfe stehen. Aber ihr erzieherischer und religiöser Einfluß nicht nur auf die Schulkinder, sondern auch auf deren Eltern, ja die ganze Umgebung, ist sehr groß und auffallend im Vergleich mit solchen Außenstationen, die eine so tüchtige Kraft entbehren. Kreszentia ist im besten Sinne Kirchenmutter von St. Jakob. Keine andere wacht so sorgfältig über die guten Sitten der ihr Unvertrauten und wehrt Gefahren ab, keine führt so genau Buch, keine sammelt so gewissenhaft die geringen Beiträge an Schulgeldern usw. Ihre Sorgfalt erstreckt sich auch auf ein weißes Tischtuch für den Missionar, eine Serviette, auf sauber gescheueretes Besteck. Ihr reichlicher Speisezettel steht dem einer weißen Hausfrau in nichts nach. Was Wunder, wenn der müde, abgearbeitete Missionar in St. Jakob sich wie daheim fühlt.

*

Ein kleiner Schlaumeier

Ist Dingindawo, das schwarze Bürschlein im Sanatorium bei der Missionsstation Marialal. Sechs Jahre war es erst alt, wegen seiner Schlauheit aber schon weit und breit bekannt.

Einst erhielt Dingindawo zwei Briefe. Er sollte sie zur nächsten Bahnstation La Trappe bringen, dort auf den Personenzug von Troppo warten und sie dem Zugführer geben. Fünf Minuten vom Sanatorium kreuzte die Straße das Bahngleise. „Ei“, dachte Dingindawo, der Schlaue, „wozu soll ich noch eine Viertelstunde weiter nach La Trapp marschieren? Ich warte einfach hier und halte den Zug an.“

Gedacht, getan. Pünktlich dampfte das Zuglein langsam um die Kurve herum. Kurz vor dem Übergang schrillte vorschriftsmäßig die Pfeife. Jetzt war es Zeit. Der kleine Held sprang auf, stellte sich mitten auf das Bahngleise, nahm in jede Hand einen Brief und winkte mit seinen kurzen Armchen aus Leibeskräften. Noch einmal, noch dringender warnte die Dampfpfeife. Unser kleine Schelm aber wich nicht vom Platze, und der Zug mußte wohl oder übel halten. Gleich war der Zugführer zur Stelle und nahm Dingindawo mit seinen zwei Briefen mit in den Wagen hinein.

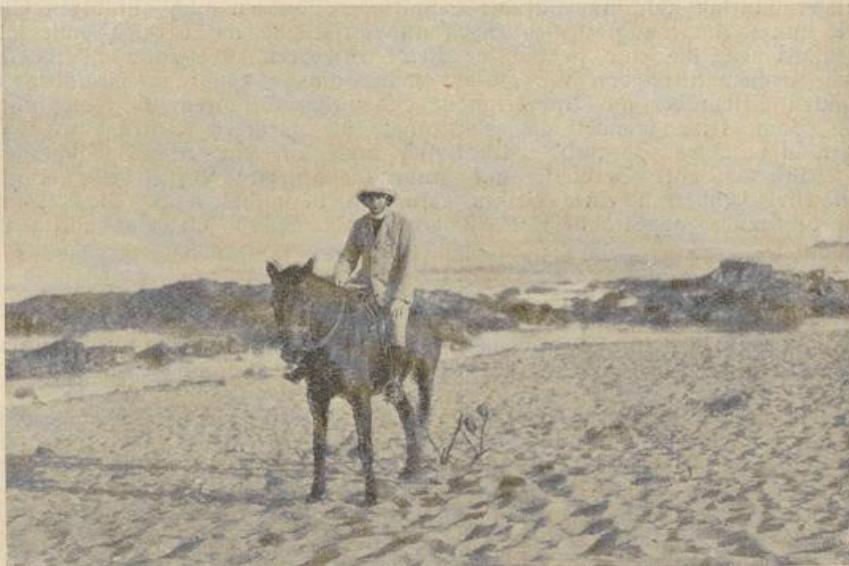
Vom Sanatorium aus hatten einige Leute dem Schelmenstreich zugesehen. Als nun das Bürschchen im Zuge verschwand, gab es viel ängstliches Fragen, was jetzt wohl mit ihm geschehen werde. Der Zugführer aber war ein vernünftiger Mann und hatte Herz und Sinn für Bubenstreiche. Einen Denkzettel aber wollte er dem kleinen Faulpelz doch geben. So nahm er ihn noch zwei Stationen weiter mit. Als dann Bahn und Hauptstraße sich wieder kreuzten, setzte er ihn ab, nahm ihn an beide Ohren und gab ihm die Richtung mit dem Bedeuten, nie wieder einen solchen schlauen Einfall zu haben, sonst werde er ihn noch weiter mitnehmen.

Nach drei Stunden kam Dingindawo wieder im Sanatorium an, voller Freude, daß er soweit mit der Bahn fahren durfte ohne einen Pfennig zu zahlen.

*

Schwer zu überzeugen! Vinzenz, ein lanjähriger Arbeiter von Mariannhill, ging eines Morgens zur gewohnten Arbeit. Auf der Schulter trug er an einem Stiel ein langes Buschmesser. Zur Abwechslung ließ er den Stiel los und balancierte das schwere Messer ohne es zu halten. Da, ein

Fehlritt, das Messer fiel rückwärts hinab und durchschnitt ihm oberhalb der Ferse eineader. Schnell rief man den Krankenbruder des Klosters. Der war auch bald zur Stelle und legte ihm einen festen Verband an. Dann trug man den Verletzten nach Hause und schärzte den Angehörigen ein, doch ja den Verband nicht abzunehmen. Um Mitternacht kam atemlos ein Vöte mit der Nachricht, Vinzenz liege im Sterben. Krankenbruder und Missionar machten sich gleich auf den Weg zu seiner Wohnung. Bei ihrer Ankunft fanden sie den Kranken bewußtlos neben einer Schüssel Blut. In banger Ahnung fragten sie, woher das Blut komme. Die Leute sagten, Vinzenz habe es vor Schmerzen



Missionar auf der Tour am indischen Ozean

nicht mehr aushalten können, bis sie den Verband abgenommen und das schlechte Blut herausgelassen hätten. Das habe ihm wohlgetan. Nach kurzer Zeit aber sei er gestorben (d. h. ohnmächtig geworden.) Nun war alles klar. Rasch griff der Bruder zu, verband die Wunde und gab dem Kranken Mittel gegen den Blutverlust. Nachher machte er den Leuten ernste Vorwürfe und erklärte ihnen, woher die Ohnmacht gekommen sei. Sie aber wollten ihm durchaus nicht glauben und glauben ihm auch heute noch nicht. So oft die Rede darauf kam, sagte seine alte Mutter, wenn ihr Sohn ohnmächtig wurde, nachdem soviel schlechtes Blut herausgelaufen sei, so wäre er sicher gestorben, wenn es drinnen geblieben wäre. Derselben Meinung waren auch die übrigen Schwarzen und sind es heute noch. Wie soll man sie überzeugen?

Wer gibt einem armen Missionar für seine Kirche ein
Rauchfäß und ein Schiffchen?

Vertretung der Mariannhiller Mission, Würzburg